

Ersteinst  
wöchentlich einmal  
in  
Zürich (Schweiz).  
Verlag  
der  
Verlagsbuchhandlung  
Börsen-Verlag  
Zürich.  
Postsendungen  
franko gegen franks  
Gewöhnliche Briefe  
nach der Schweiz kosten  
Doppelporto.

# Der Sozialdemokrat

## Zentral-Organ der deutschen Sozialdemokratie.

Abonnements  
werden bei allen Schweizerischen  
Postämtern, sowie beim Verlag  
und dessen bekannten Agenten  
entgegengenommen, und zwar zum  
voraus zahlbaren  
Vierteljahrspreis von  
Fr. 2 — für die Schweiz (Kontant)  
Fr. 3 — für Deutschland (Kontant)  
Fr. 1.70 für Oesterreich (Kontant)  
Fr. 2.50 für alle übrigen Länder des  
Weltpostvereins (Kontant).

Inserate  
die hergebrachte Preistabelle  
25 Cts. — 20 Pfg.

Nr. 38.

Donnerstag, 18. September.

1884.

Avvis an die Abonnenten und Korrespondenten des „Sozialdemokrat.“

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, begw. verfolgt wird und die dortigen Behörden sich als Mähe geben, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erleichtern, resp. Briefe von dort an uns und unsere Beiträge- und sonstigen Expeditionen nach dort abzulassen, so ist die Zukunfts-Verantwortung nicht ohne weiteres auf die Briefmarken über den mehren Theil der Abonnenten und Empfänger, sowie den Inhalt der Sendungen zu übertragen, und letztere dadurch zu schützen. Quasi-Postkarte ist hierzu einzusetzen, daß unsere Freunde so leicht

als möglich an den „Sozialdemokrat“, resp. dessen Verlag selbst adressieren, sondern sich möglichst an irgend eine unterthätige Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß uns möglichst unerschütterliche Zahlungsbereitschaft mitgeteilt werden. In postfreien Ländern empfiehlt sich bekanntlich größere Sicherheit des Postverkehrs. Somit an uns liegt, werden wir gewiß weiter Mähe nach Außen nehmen um trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten den „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

### Parteigenossen! Vergesst der Verfolgten und Gemäßigten nicht!

### Die Harmonie der Interessen,

welche nach der bürgerlichen Wirtschaftslehre durch unsere heutige Gesellschaftsordnung mit ihrem „freien Spiel der Kräfte“ verwirklicht sein soll, erhält eine prächtige Illustration durch die heutige Ernte. Bekanntlich ist diese außerordentlich gut ausgefallen, und zwar fast überall, so daß sie zu den reichsten des Jahrhunderts zählt.

Nun sollte man doch denken, daß darob allgemeine Freude herrschen müßte. Aber nein! Wohl ist das brodbereichernde Publikum sehr vergnügt, allein die, zwar ebenfalls brodbereichernden, aber auch brodbereichernden — richtiger erzeugenden — Herren Landwirthe jammern und wehklagen ganz entsetzlich. Man lese nur z. B. die Jeremiaden der „Leipziger Zeitung“ über den Ernteausfall:

„Die Ernte ist vorzüglich, vom Wetter außerordentlich begünstigt, kein Korn ausgewachsen, kein Halm verbleicht — vorzügliche Qualität der Körner sowohl als des Strohs — in Qualität wie Quantität eine so vorzügliche Ernte, wie seit Jahren nicht.“

Kurz, ein enthusiastisches Loblied auf die gute Ernte. Doch das Loblied ist nur die Einleitung; es folgt ihm ein heizerreißendes Klagegedicht, das schließlich in ein großes Todtenlied auf die elendiglich sterbende Landwirtschaft ausklingt.

Angesichts der diesjährigen reichen Getreideernte und der noch reichen Lager alten Getreides sind alle Körnerarten, mit Ausnahme der Hülsenfrüchte, in neuester Zeit so rapid im Preise gesunken, wie kaum noch dagewesen; und da das Angebot ein sehr dringendes ist und dringend bleiben wird, so ist auch an eine Erholung der Getreidepreise nicht zu denken — eine traurige Perspektive für die Produzenten, die um so weniger durch die reiche Ernte abgeschwächt wird, als es fraglich wird, ob unsere Landwirthe ihr überschüssiges Getreide verkaufen können. — Das trotz der reichlichen Heuernte Milch und Milchprodukte nicht im Preise sinken, ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß in der heutigen Zeit der Landwirth seine Rente nur noch (!) aus der Viehwirtschaft ziehen kann; — sollte noch diese Rente infolge billigerer Milch-, Butter- und Käsepreise geschmälert werden, so wäre das Ende der Landwirtschaft gekommen!

O Jerum! Jerum! Jerum!  
Und in einer weiteren, diesen Erntebericht ergänzenden Ausführung verlegt das Organ der (in „Sozialreform“ und „praktischem Christenthum“ so eifrig machenden) sächsischen Regierung sich zu dem charakteristischen Vorherrscher: „Der gute Ernteausfall ist eine nationale Kalamität.“

Eine gute Ernte ein nationales Unglück!  
Draufschrei kann die Widersinnigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung, der flagrante Widerspruch zwischen den Interessen der verschiedenen Bevölkerungstheile, oder richtiger der Widerspruch, in welchem die Interessen der „Herren Produzenten“ sich mit den Interessen des konsumirenden Volkes befinden, nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Und das Beste: die „Leipziger Zeitung“ hat von ihrem Standpunkt, oder sagen wir: vom Standpunkt des herrschenden Produktionssystems aus ganz Recht.

Ja, eine gute Ernte, die dem in die Geheimnisse und Irrgänge unserer schönen Gesellschaftsordnung nicht Eingeweihten als ein „nationales Glück“, als ein „nationaler Segen“ erscheint, ist für unsere Landwirthe eine „nationale Kalamität.“

Wir wollen uns hier nicht in Untersuchungen darüber einlassen, inwieweit die Klagen der deutschen Landwirthe, als deren „Anwalt“ die „Leipziger Zeitung“ auftritt, auch wirklich begründet sind und ob nicht etliche selbstsüchtige Uebertreibung mit unterläuft — die Thatsache steht fest, daß unsere Landwirthe in einer guten Ernte eine nationale Kalamität erblicken.

Und die zweite Thatsache steht fest, daß eine gute Ernte nicht im Interesse der Landwirtschaft, d. h. der Herren Landwirthe liegt. Durch die bürgerliche Nationalökonomie ist dies schon zur Genüge nachgewiesen.

Kein Zweifel — die Interessen der Herren Landwirthe stehen im Widerspruch mit den Interessen des Publikums, des Volkes, der Allgemeinheit — denn an sich ist es für Jeden ein Vortheil, wenn die notwendigsten Nahrungsmittel in genügender Menge vorhanden sind.

Darf unseren verkümmerten Gesellschaftsverhältnissen wird aber das, was der Allgemeinheit zum Vortheil gereicht, in eine nationale Kalamität verwandelt.

Wenn eine gute Ernte eine nationale Kalamität ist, so ist folgerichtig eine schlechte Ernte ein nationales Glück. Nach der Logik der „Leipziger Zeitung“ und der heutigen „besten der Welt“ ergeht es der „Nation“ um so besser, je weniger sie zu essen hat, und muß es ihr am allerbesten ergehen, wenn sie gar nichts zu essen hat und verhungern muß. Wie oft ist es uns nicht von den Pfaffen vorgegeschwindelt worden, daß der „Tod das wahre Leben“ sei. Die Logik der „Leipziger Zeitung“ und ihrer Patrone läuft für das Volk auf dieses „wahre Leben“ hinaus.

Il faut corriger la fortune\*) — fiktionalen die Natur so wenig Einsicht für die Interessen der Herren Landwirthe hat, daß sie dem Lande eine reiche Ernte und billiges Brod beschert, muß für künstliche Theuerung gesorgt werden — so will es die „Leipziger Zeitung“ mit ihren Patronen, und fordert Erhöhung der Kornzölle.

Zur Abwendung der „nationalen Kalamität“ einer reichlichen Ernte künstliche Theuerung durch Kornzölle!

Das Rezept ist seiner Urheber und der herrschenden Gesellschaftsordnung würdig!

Genug — wir sehen, wie die heutige Gesellschaft sich in den tollsten Widersprüchen bewegt. Die Anarchie der kapitalistischen Produktion hat Zustände hervorgerufen, welche an ihrer eigenen, mit Fingern zu greifenden Absurdität zu Grunde gehen müssen. Der englische Gelehrte Johnson sagte vor länger als hundert Jahren: „Ein Land, in welchem es für die Etern ein Unglück ist, Kinder zu haben, ruht auf einem ungesunden Fundamente.“ Und wir sagen: eine Gesellschaft, in der es eine nationale Kalamität ist, eine gute Ernte zu haben, ruht auf einem ungesunden Fundamente.

Das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsumtion, welches uns auch hier entgegentritt, und welches nach der Natur der herrschenden Gesellschaftsordnung sich immer mehr verschärfen muß, vertritt sich auf die Dauer nicht mit der Existenz der menschlichen Gesellschaft; es ist, wie wir schon des Oestereis bargelegt, die Klampe, an der die heutige kapitalistische Gesellschaftsordnung scheitern wird.

Entweder die menschliche Gesellschaft oder die kapitalistische Gesellschaftsordnung!

Wird diese nicht von jener zerbrochen, so wird die menschliche Gesellschaft durch die kapitalistische Gesellschaftsordnung zerstört. Und die menschliche Gesellschaft ist stärker als die kapitalistische Gesellschaftsordnung.

### Briefe über Logik.\*\*)

II. Serie. 6. Brief.

Im Verlauf der langen Reihe meiner Briefe habe ich in welschweizerischer Weise und mit den verschiedensten Worten zu erklären versucht, wie die Logik oder Denkfunktion nichts weiter ist, als die Kunst, die Dinge der Welt stammbaummäßig zu gruppieren. Da heißt es denn: Abraham erzeugt den Jaak, Jaak zeugt den Jakob u. s. w. Wenn man so nur den Stammvater nachgeht, ist die Ueberfahrt leicht; wo jedoch die Genealogie nicht nur n a c h einander folgt, sondern, wie beim Patriarchen Jakob, zwölf Söhne n e b e n einander sprechen, wird die Geschichte verdorren. In diesem Fall befindet sich, wie die Welt überhaupt, so auch derjenige Theil, den wir speziell auf dem Korn haben.

In der politischen Ökonomie will das Nebeneinander und Raueinander, Alles zusammen, zum Zweck der Erkenntnis in übersichtliche Gruppen geordnet sein. Ob da das Wort Kapital alle Arbeitsmittel umfaßt, auch die schon zu Rostis Zeit gebrauchten, oder nur die modernen, und ob nun heuer alle Werkstätten, Werkzeuge und Materialien, die zur Produktion dienen, oder nur diejenigen der großen Hänse zum Kapital gelöhnt werden, ist keine Frage, die sich ausgrübeln läßt, sondern der gute Kopf, der sich durch Studien bereichert und in der Welt fleißig umgesehen hat, entscheidet darüber nach Zweckmäßigkeitsgründen der Gruppierung. Er will die Sache hell machen und muß dieses Zweckes wegen das Generelle spezialisieren: in Gattungen, Familien, Arten u. folgen die Jünger, räumen die Heiligkeit und bilden die „Wissenschaft“, die zwar stabil ist und woran nicht jeder Beliebige rütteln darf, die jedoch kein geronnener Eiszapfen ist, sondern flüssiger Weitergestaltung offen bleibt.

Es ergeht der Nationalökonomie wie der Sprachwissenschaft: jede Sprache hat feste Regeln; jedoch überschwänglich fest sind sie nicht; man muß sie fest halten, sonst spricht man lauderdieweil, und doch darf und muß sich der Redner und Schriftsteller Freiheiten erlauben, sonst wäre keine Progression, kein Leben möglich. Das Volksgerede ist veränderlich, was der Eine sagt, dem widerspricht der Andere, während die Wissenschaft, nach Kant's Charakteristik, durch Einseitigkeit sich auszeichnet. Sie ist einseitig und doch nicht starr; Leben ist in der Dade; sie ist ein Stück von der Wahrheit und vom Leben.

Auch der Kapitalbegriff ist lebendig. Der Kapitalbegriff ist der kapitale Begriff der heutigen Ökonomie und zugleich auch der Begriff des

\*) Man muß dem Glück nachhelfen.  
\*\*) Durch die Ueberföhlung unseres Genossen nach Amerika erlitt die Veröffentlichung seiner „Briefe über Logik“ eine zeitweilige Unterbrechung. Wir glauben indes soviel Interesse an den in denselben behandelten Fragen bei unseren Lesern voraussetzen zu dürfen, daß wir trotz dieser Unterbrechung mit dem Abdruck der Briefe fortfahren. Bekräftigt werden wir in diesem Entschluß durch den Umstand, daß sowohl der sechste wie namentlich der folgende siebente Brief auch als selbstständige Kapitel von Interesse sind.

Ökonomischen Kapitals. Kapital, haben mir die Lateiner gesagt, kommt von Caput, das Haupt. Demnach haben Mensch und Vieh Kapital auf dem Kumpf, sogar die steinernen Säulen haben Kapitaler. Und ob die Mehrheit sich nun Kapitalist oder Kapitalien schreibt, mag zur Unterscheidung dienen und macht doch keinen Unterschied, keinen absoluten, keinen von übermäßigem Belang.

Du siehst, man muß Verstand mitbringen, beweglichen Verstand, auch in der Ökonomie, um den Kapitalbegriff zu erfassen.  
Der A. Smith, der D. Ricardo und der H. George haben Recht und es ist Sinn in der Sache, wenn sie die Nahrung des Geistes als Kapital verrechnen und Alles, was die Prinzipale konsumieren, aus der politischen Ökonomie ausschließen. Deshalb jedoch ist es noch kein Unsinn und kein unsinniger Widerspruch, wenn ich widerspreche und behaupte, daß nicht nur das farge Frühstück im Korbe und das knappe Köstchen auf dem Tische des Arbeiters Kapital sei, sondern die ganze Arbeiterwelt mit Haut und Haar dem Kapital angehöre.

Wenn Du soweit in die Logik eingedrungen bist, zu erkennen, wie in allem Denken und Urtheilen die Widersprüche auseinander gehalten und „aufgehoben“ enthalten sind, dann verstehst Du auch, wie es mit dem Diktat beschaffen ist, der die große Frage behandelt, ob der Kapitalist dem Arbeiter oder der Arbeiter dem Kapitalisten unterthan ist, wer Einer den Andern lohnt, und auch, ob der Arbeitgeber den rechten Namen hat oder vielmehr der Andere, der Arbeiter, seine Sache gegen ungenügende Zahlung hergibt; wer da Geber und wer Nehmer ist.

In der Nacht abstrakter Allgemeinheit sind alle Katzen grau, während dieselben grauen Thiere bei spezialisierter Betrachtung wunderbare Farben haben. Beide, der Kapitalist und der Arbeiter, sind Kapitalisten. Der Erste im strengen Sinne des Wortes, der Andere in noch strengeren Sinne; wer nun von Beiden der Kapitaliste, ist eine so banale Frage wie, ob Goethe oder Schiller der größte Dichter sei.

Die Bourgeoisökonomie sagen, der Kapitalist ist der Prinzipal (Erste) und dann kommt der Arbeiter. H. George, der halbe Sozialist, möchte den Arbeiter zum Prinzipal machen, während wir ganze Sozialisten vermittelst der Logik wissen, wie es mit der Prinzipalität beschaffen ist: wir erkennen, wie einwilligen der Kapitalist das praes hat, es in der Vergangenheit haben durfte und in der Zukunft das Heft aus den Händen verlieren muß. Im logischen Urtheil soll das „historische Moment“ seine Partie haben. Das logische Urtheil soll wissen, daß sowohl das kapitalistische wie das Arbeiter-Regiment nur Momente sind, welche im Zusammenhang der Dinge oder im Absoluten „aufgehoben“ enthalten sind.

Das Absolute spielt im logischen Urtheil eine Hauptrolle. Wenn Abgötterei damit getrieben wurde, darf uns das nicht veranlassen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Auch das absolute Kind will aufgeschöpft sein; wir wollen ihm hell in die hellen Augen schauen. Wenn ich daraus viel Wesens mache, diene mir zur Entschuldigung, daß es — das Absolute oder die allgemeine Wahrheit und die Kunst, sie wahr und allgemein zu denken — auch noch auf den höchsten Höhen der Wissenschaft eine unentwickelte Sache und Kunst ist, so daß ich, als Magister der Logik, im besten Falle nur ein unausgebildeter Magister bin, der Student und Dozent zugleich ist und deshalb am Schluß dieser Briefe sein Thema besser versteht wie am Anfang.

Mein Thema ist, wie alle Themata, ein absolut entwicklungsfähiges, ein Stück des Unendlichen, mithin auch ein unendliches Stück.

Unsere Kapitalfrage, wer Watabor, wer Subjekt und wer Anhängsel, ob Kapitalist oder Arbeiter, soll man nicht im Blauen, nicht in der absoluten Allgemeinheit, sondern detaillirt, in der historischen Zeit erörtern, mit dem Bewußtsein, daß die ganze Historie in der blauen Ewigkeit „aufgehoben“ enthalten ist. In diesem letzteren Element sind Kapital und Arbeit gleichberechtigte Faktoren. In einer gewissen Zeit aber waren das Kapital und die Kapitalanhäufung das dominirende Subjekt und die Hauptangelegenheit der Zeit und des Volkes; in anderen Tagen hält es seine Präponderanz nur noch mit Mühe aufrecht, und bald kommt auch die Stunde, wo es „wieder in den Staub zurücksinkt, von dem es genommen ist.“

Ohne den Begriff des absoluten Weltzusammenhangs, des ewigen, Neben die Vergänglichkeiten, das Entstehen und Vergehen der Dinge und so auch die Kapitalbewegung, unbegriffen. Ohne den Begriff des Unvergänglichlichen bleiben die historischen Momente, die Dinge, und auch das Kapitalbildung geronnene Eiszapfen, was der flüssigen, beweglichen Wahrheit durchaus widerspricht.

Wenn unsere Gedanken und ein wahres, ein denkmäßiges Bild der Welt geben sollen, müssen sie die Ewigkeit zeitlich und die Zeit ewig, sie müssen Zeit und Ewigkeit dialektisch zusammenhängen, so daß sie nicht übermäßig unterschieden, sondern in der Trennung geeinigt, in der Einigung getrennt sind. Alle Dinge sind Prädikate, Anhängsel oder Theile des absoluten Subjekts, vereinigt auch relative Subjekte, die wir nur pro forma, nur begrifflich vom allgemeinen Zusammenhange abtrennen können. Nicht der Individualismus, sondern der Kommunismus, der die Individuen „aufgehoben“ enthält, ist die Wahrheit und das Leben.

Der moderne Großhand, das Kapital, hat seine historische Berechtigung, seinen berechtigten Moment, auf der Weltbühne zu erscheinen. Wenn er aber sich überhebt und die Szene nicht verlassen will, macht der Weltregisseur dem Dünkelhaften klar, daß er kein ewiger Hans, sondern nur ein vergänglichliches Hänschen ist.

Was die Logik in allen Wissenschaften zu besorgen hat, liegt ihr auch in der Ökonomie ob: sie soll die Wirtschaft hell gruppieren, speziell die Kapitalwirtschaft.

Da sind denn die Dinge zu trennen, der Kapitalfond vom Konsumtionsfond, die aufgeschöpferte Arbeit der Vergangenheit von der gegenwärtigen lebendigen Arbeitskraft, die produktiven Werkzeuge der großen Hänse von dem unproduktiven, armseligen Krümstram der kleinen Pappter, der Bäuerlein, Handwerker und Bontifer. Man soll trennen und doch nicht verkennen, daß das Getrennte zusammenhängt und in- aus- und durcheinanderfließt.

Die Welt, das Unirersum oder Absolute, ist kein todtter Sandhaufen, keine unzählige Ansammlung von Dingen, kein „Ding“, sondern ein lebendiger „Prozeß“, der sich entwickelt, unendlich: unendlich im Kleinen, unendlich im Großen; aus dem grenzenlosen Chaos zur unbegrenzten Ordnung, Wahrheit, Schöne und Güte. Was unsere Denkfunktion da gruppirt, begreift und ordnet, ist nur ein formales Thun, eine formale Logik gegenüber der materialen, der unendlichen „Logik der Thatsachen“.

J. Diezgen.

# Die drei Hunde.

(Aus der „Zukunft“ in Gent für die „Newyorker Volkszeitung“ überfetzt.)

Eines Abends machte ich einen Spaziergang im Park und ermüdet ließ ich mich dort auf einer Bank nieder. Ich mochte einige Minuten geträumt haben, als sich in meiner Nähe ein großer, etwas magerer Hund niederließ, dem ich es ansah, daß er nicht immer über eine solche Rabbleit verfügte, wie sie ihm eben jetzt zu Gebote stand; er schickte sich nämlich an, ein ziemlich großes Stück Fleisch zu verzehren.

„Sapperlott!“ sagte ich zu dem Hunde, „Du hast da ein anständiges Stück Fleisch erwirbt.“

„Ja,“ antwortete der rauhhaarige Köter, „ich habe aber auch schwer dafür arbeiten müssen. Sieh nur meine blutigen Pfoten. Auch habe ich so gutes Futter nicht immer; es ist heute einmal für mich ein Festtag.“

Mit augenscheinlich sehr starkem Appetite begann er das Fleisch auseinander zu ziehen; aber kaum hatte er damit begonnen, als zwei Kollegen, ein Windspiel und eine Dogge, auf dem Plane erschienen und ihm den Brocken streitig machten. Sie schienen aus einem Hause und der Windhund der bevorzugte Köter zu sein, denn die Dogge hielt sich in bescheidener Entfernung von ihm.

„Was habe ich Euch gethan, daß Ihr mir mein sauer verdientes Stück Fleisch nehmen wollt?“ fragte der Arbeitshund.

Das Windspiel antwortete: „Es hat keinen Zweck, mit Dir darüber Disput zu führen. Da ist eine trockene Rinde Brod. Die ist für Dich gut genug. Gib das Fleisch her, und schnell.“

Der Angegriffene richtete sich auf und entgegnete: „Wie, Du Faulenzer, der weiter nichts thut, als spazierenlaufen und schlafen, der Du schon das Vergnügen hast, zur Wohnung ein schönes warm gepolstertes Haus in einem herrlichen grünen Hof zu haben, Du, der Alles hat, was Dir gefällt, mißgönntst mir das Stüchlein Fleisch, wofür ich schwer arbeiten mußte? Schäm' Dich. Ich hoffe aber, Herr Windhund, wenn ich auch noch so abgearbeitet bin, doch noch Kraft genug und genügend scharfe Zähne zu haben, um Dein jartes Fell zu bearbeiten, falls Du Dich nicht wegstrollst.“

Der Windhund schaute sich aber befehlend nach seinem Begleiter, der diesen Dogge, um, und diese packte denn auch dienstbefähigen den armen Teufel im Genick, während der Windhund schnell das Fleisch schnappte, das Beste davon abriß und die Sehnen und Knochen seinem Begleiter als Belohnung hinwarf.

Der verbaute Arbeitshund mußte mit der trockenen Brodrinde abziehen. —

Ich fuhr aus meiner Träumerei auf — denn die ganze Szene hatte sich nur in meinem Geiste abgespielt; aber ich dachte mir, die Geschichte paßte ausnehmend auf den Arbeiter, den Kapitalisten und den Vertreter der „eigenthumschützenden“ Staatsgewalt!

## Sozialpolitische Rundschau.

Zürich, 17. September 1884.

— Einsicht der Wählerlisten. Sobald die Wählerlisten ausgelegt sind, wiederholen wir, haben die Parteigenossen allerorten dafür zu sorgen, daß dieselben auch gehörig geprüft werden. Durch Annoncen in den Lokalblättern läßt sich viel erreichen. Wer nicht selbst Einsicht nehmen kann, der beauftrage einen Anderen. Ueberall werden sich Wähler finden, die dies bereitwillig thun. Die „Indifferenten“ sind kräftig anzuspornen. Da die Wählerlisten, wie siebzehnjährige Erfahrung uns zeigt, in der Regel sehr lückenhaft sind und da die fehlenden Namen der Regel nach meist Mitgliedern unserer Partei oder Solchen, die zu ihr hinneigen, angehören, so ist die Einsicht der Wählerlisten für uns von äußerster praktischer Bedeutung und eine gebieterische Pflicht, und kann in manchem Falle uns den Sieg verschaffen. Thatsache ist, daß mehr als eine Wahl, wo wir mit einer kleinen Majorität geschlagen wurden, uns durch Verabläumung dieser Pflicht verloren gegangen ist. Ein paar hundert Stimmen sind durch gewissenhafte Einsicht der Wählerlisten leicht zu gewinnen, und diese paar hundert Stimmen können uns leicht am Tage der Entscheidung den Sieg verschaffen.

Also diesen wichtigen Schritt nicht unterlassen!

Die Einsicht muß binnen acht Tagen nach der öffentlichen Auslegung erfolgen, indem spätere Reklamationen nach dem Reichswahlgesetz nicht mehr berücksichtigt werden.

— Wenn man die Dreikaiserzusammenkunft in St. Petersburg, welche von der Junst der Speichellecker in der ihnen zugänglichen Presse als ein Akt von weltgeschichtlicher Bedeutung gepriesen wird, wirklich auf ihren weltgeschichtlichen Werth prüfen will, so braucht man nur einen Blick zu werfen auf die Art, wie in den Reichen dieser

drei Kaiser die Völker behandelt werden, die, wie das offiziöse „Journal de St. Petersburg“ schreibt, „in der Person ihrer Souveräne in St. Petersburg vertreten sind“ und daselbst „unter einander die Pfänder der Sicherheit und des Gedeihens austauschen, welche die Eintracht der Monarchen und die herzlichen Beziehungen der Freundschaft und guten Nachbarschaft, die in so erfreulicher Weise zwischen den drei Reichen bestehen, ihnen gewähren.“

In Rußland ist in der Regierung die Partei des bornierten Autokratenthums — der Baskawisten — am Ruder, deren Haß sich in erster Linie gegen Alles richtet, was deutsch, in zweiter gegen Alles, was polnisch ist. Die Vertreter dieser Richtung sind die ganz besondern Günstlinge Alexanders des Dritten. In Oesterreich ist gleichfalls die Partei am Ruder, welche das Deutschthum zu Gunsten des Slaventhums in jeder Beziehung hintanzusetzen sucht — Polen und Tschechen sind maßgebend im Rathe Franz Josephs. Und in Deutschland befindet man seine „Freundschaft und gute Nachbarschaft“ durch Ausweisung russischer und österreichischer Reichsangehöriger. Das sagt mehr als spaltenlange Leitartikel.

Nur dynastische, d. h. rein persönliche Zwecke sind es, welche die drei Monarchen wieder einmal zusammengeführt haben — eine Art Rückversicherung gegen ihre Völker. Wilhelm, Alexander und Franz Joseph beneiden durch ihre „herliche Freundschaft“ entweder ihre relative Ohnmacht gegenüber gewissen Strömungen in ihren Ländern, — und welcher Werth ist dann auf das Friedenspand zu legen, das in ihrem Freundschaftsbündniß angehängt zu finden ist?! —, oder ihre absolute Nichtsnutzigkeit. Wir sind gewiß keine Schwärmer für das Nationalitätsprinzip, aber es ist nun einmal heute anerkannt, und gerade Kaiser Wilhelm — oder sagen wir lieber Bismarck — wird als der Hort des Deutschthums gefeiert. Nun, wie kann da der Hort des Deutschthums innige Freundschaft schließen mit einem Manne, der dem Deutschthum in seinem Lande allerbald Steine in den Weg legt — wenn nicht zu persönlichen Zwecken?

Mag also die servile Presse noch so viel schwefeln von dem Segen, der dem russischen, dem deutschen, dem österreichischen Volke aus diesem Bündniß der drei Kaiser erwachsen wird, mag die gefnebelte unabhängige Presse in diesen Ländern sich um die Kritik dieses Bündnisses, so gut sie kann, herumdrücken, wir, denen der Mund nicht gefnebelt, sagen es rund heraus, daß wir in demselben nichts anderes erblicken als immer und immer wieder das Bestreben, die „heilige Allianz“, diesen Bund zur Unterdrückung aller freiheitlichen Bestrebungen, neu aufzufriren. Nicht zur allgemeinen Abrüstung wird er führen, sondern zur Vergrößerung der Militärausgaben, nicht den Fortschritt wird er fördern, sondern die Volkserdummung — in den drei beglückten Ländern sind heut' die Pfaffen oben auf! Das genügt.

— Boycotten arbeitserfeindliche Wirthe! Der bekannte Reichstagsbeschuß hinsichtlich der Wahlvereinigungen hat die deutsche Polizei zu der von uns erwarteten Aenderung ihrer Taktik veranlaßt. Da man die Versammlungen nicht mehr von vornherein verbieten kann, so steckt man sich hinter die Wirthe und sucht dieselben zu bestimmen, daß sie ihre Säle den Sozialdemokraten verweigern. Es ist dies, wie uns mitgeteilt wird, neuerdings sehr häufig geschehen — auch an solchen Orten, wo es früher nicht Gebrauch war. Und ganz besonders in Sachsen. Herr von Rositz-Balkwitz, der sächsische Minister des Innern, versicherte zwar in der letzten Landtagsession hoch und theuer, daß eine solche Beeinflussung der Wirthe durch die Polizei nicht vorkomme, allein trotzdem ist diese Beeinflussung eine Thatsache, die sich in vielen Fällen nachweisen läßt und dem wahrheitsliebenden Herrn von Rositz-Balkwitz wohl auch gelegentlich noch unter die Nase gerieben werden wird.

Es fragt sich nun, wie haben unsere Genossen sich dieser Taktik gegenüber zu verhalten? Die Antwort ist einfach und wurde bereits früher in einer Korrespondenz aus Sachsen über ein derartiges Vorkommniß in Niederhasslau gegeben.

Die Mehrzahl der Wirthe, die hier in Frage kommen, hängen ökonomisch von den Arbeitern ab und gehen entweder zu Grunde oder leiden doch schwer in ihrem Geschäft, wenn ihre Lokalitäten von den Arbeitern nicht besucht werden. Hier ist der Hebel anzufassen. Leider haben die Arbeiter bisher in dieser Richtung zu wenig Ehrgefühl und Zusammenhalt gezeigt, wir sagen mit voller Ueberzeugung: zu wenig Ehrgefühl. Denn es ist eine persönliche Verleumdung der Arbeiter, wenn ihnen ein Wirthe sein Lokal, das er andern Parteien bereitwillig gibt, für eine Versammlung verweigert. Und es zeigt allerdings von einem Mangel an Ehrgefühl, wenn die Arbeiter sich eine solche Verleumdung ruhig gefallen lassen. Die Niederhasslauer haben den richtigen Weg gezeigt! Der Wirthe, der auf diese Art die Arbeiter beschimpft, muß von ihnen boycotted\*) werden. Jeder

\*) Das Boycotten ist unsern Lesern von Irland her bekannt. Der Mr. Boycott, welcher zu dieser Prozedur unfeindlich den Namen gegeben hat, machte sich den Irländern besonders mißliebig und wurde dafür bergehakt in Berrus gefangen, daß Niemand mehr ihn besuchte, Niemand ihm Waaren lieferte, Niemand für ihn arbeitete. Der Mann

für die da und dort Verunglückten bewilligt.“ Dies wird über einen Menschen geschrieben, der offenkundig an dem Uebel krank, das thätiglich mehr oder weniger die Erbkrankheit aller Wittelsbacher ist, an dem durch Blödsinn temperirten Jäsaeren wahninnig.

Daß der erste Bericht in Nr. 8 nicht bloß in München, sondern durch ganz Bayern Staub aufgewirbelt und alle Polizeibehörden in heftig schnüffelnde Bewegung gesetzt hat, wissen wir sehr wohl. Auch der königliche Hof ist mit Exemplaren versorgt worden. Die Nummer war kaum bei der Münchener Regierung eingelaufen und hatte zur stillen Freude und zur lauten Entrüstung Aller vom Regierungspräsidenten bis zum Sekretär die Hände gemacht, da sind, nach unserer guten Information, schon drei Spitzel nach Zürich gefahren. Zweck: Aufspürschäften, wer der Verfasser ist. Nun, ihr Polizeilampen, ihr Giftmischer der öffentlichen Meinung, hier siehe ich und sage euch frank und frei, wer der Verfasser ist.

Ich bin's ich, der Ausdruck dessen, was Hunderttausende denken, ich bin das gedemüthete und bezogene Volk, ich bin's, das Gewissen! Ihr werdet mich nicht finden; wann hättet ihr jemals den Weg zum Gewissen gefunden?!

Doch wendet wir uns vom Sonnengott Ludwig zu den Prinzen, den Halbgottern!

Vor einigen Monaten wurden plötzlich von der, gewissen Herren gegenüber so sehr dienstfertigen Polizei in einem Münchener Winkelgäßchen eine Reihe von Bordellen geschlossen. Die betreffende Straße liegt in einem labyrinthischen Gewirr kleiner Gäßchen und kleinster Häuserkomplexe, so verwickelt, daß nur Derjenige sie finden kann, der sie sucht. Weshalb wurde dort den Menschenfleischhändlern, die für die Bourgeoisie die Töchter des Proletariats feilhalten, das unsäuberer Handwerk unterlag? Etwa aus „Gründen der Sittlichkeit“? Bewahre! Die Polizei ist extens dort in ihren Mustereemplaren Stammgast und bezieht ferner eine Steuer, die nicht zu verachten ist. Geld riecht nicht. Also weshalb?

Der uralte Sünden und Unsel des Königs, Prinz Luitpold, hatte sich dorthin „verirrt“ und war irgenbwo „belästigt“ worden. Der edle Prinz befragt sich bei einem der Polizeioberbeamten, und heidi! wird die Gasse gesperrt! Denn

„Gefährdet war das Palladium Des Staats, ein prinziplich Präpatium,“ um frei nach Heine zu schreiben.

Arbeiter mit Ehrgefühl hat ihn und sein Lokal zu meiden. Wird das systematisch durchgeführt, dann werden die Herren Wirthe bald aus der Noth eine Tugend machen und anständig werden. Von der Polizei und den paar Selbproben können sie nicht leben; die „Arbeitserfunden“ sind's, worauf sie angewiesen sind, wenn sie nicht verhungern wollen. Das merke man sich! Die Macht der Arbeiter ist größer als sie glauben, sie muß nur auch gebraucht werden! Das gilt im Kleinen wie im Großen.

— Die Korruption des Richterstandes durch das Sozialistengezetz ist eine Thatsache, mit der sich das Parteiorgan schon öfters zu beschäftigen hatte. Heute sind wir in der Lage, einen neuen klaffischen Beleg zu liefern — um so klaffischer, als es sich nicht um ein einfaches Amt, oder Landesgericht handelt, sondern um das höchste Landesgericht eines Staats, dessen Richterstand bis zur Epoche des Sozialistengeetzes und der Sozialistenhaft für den ehrenwerthesten und unabhängigsten in ganz Deutschland galt.

Wir meinen Sachsen, und das Gericht, mit dem wir es zu thun haben, ist — um ihm seinen vollständigen Titel zu geben — das „Königlich sächsische Oberlandesgericht zu Dresden.“

Der Sachverhalt ist kurz folgender: Einem sächsischen Bürger, dessen Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie bekannt ist und von ihm nie geleugnet ward, der seines mafellosen Charakters halber aber auch von dem erbitterten Gegnern hochgeschätzt ist, wurde vor etwa 2 Jahren die Vormundschaft über ein uneheliches Kind von dessen ihm entfernt verwandten und in der Welt allein stehenden Mutter übertragen. Er übernahm auch das Vertrauensamt; allein seitens des Vormundschaftsgerichts wurden Bedenken erhoben, und zwar wegen der „notorischen“ Zugehörigkeit des fraglichen Bürgeres zur sozialdemokratischen Partei. Dieser hielt sich durch das der Mutter gegebene Versprechen für gebunden; er verzichtete nicht, wie man ihm nahelegte; er verfolgte die Sache weiter, die so schließlich an das Oberlandesgericht kam. Das endgültige Urtheil des Oberlandesgerichts — welches uns erst jetzt mitgeteilt worden ist — wurde am 12. Juni des vorigen Jahres gefällt und lautet in seinem zweiten, uns allein interessirenden Theile wie folgt:

„Zweitens ist darauf hinzuweisen, daß, selbst wenn die der zunächst zur Vormundschaft Berufene wären — was nach dem Vorstehenden nicht der Fall ist —, doch durch die gesetzlichen Bestimmungen im „Bürgerlichen Gesetzbuch“ §§ 1886, 1890, 1893 dem Vormundschaftsgerichte ausdrücklich das Recht eingeräumt worden ist, sich über die gesetzlichen Berufsgründe zur Vormundschaft hinwegzusetzen, wenn es die zunächst berufene Person bei pflichtmäßiger Erwägung für nicht geeignet hält. Wenn aber in dieser Hinsicht das Amtsgericht daran Anstoß genommen hat, daß Sie ein eifriges Mitglied der sozialdemokratischen Partei sind — ein Umstand, der von Ihnen nicht bestritten worden ist —, so vermag man!) diese Stellungnahme des Gerichts nicht zu mißbilligen. Zwar mag Ihre bürgerliche und sittliche Unbescholtenheit nicht bestritten werden. Allein bei der Frage, ob Sie zum Erzieher und zum Beauftragten einer Erziehung geeignet seien, dürfte das Gericht Ihre Parteistellung mit in Betracht ziehen, da mit Rücksicht auf dieselbe die Besorgniß nicht ausgeschlossen erscheint, Ihr Einfluß auf das Kind würde von Ihnen seinerzeit mit dazu benutzt werden, dem Letzteren Grundzüge beizubringen, welche staatlich nicht gebilligt werden könnten.“

„Das eingereichte Zeugniß des Stadtraths zu ... erhalten Sie beiliegend zurüd.“

Dieses „Zeugniß des Stadtraths zu ...“ stellte die Unbescholtenheit und den mafellosen Charakter des Mannes fest. An dieser Mafellosigkeit hat das Obergericht auch nicht gezweifelt — trotzdem hat es demselben das Ehrenrecht zur Bekleidung eines Vormundschaftsamtes aberkannt, einzig und allein, weil er „ein eifriges Mitglied der sozialdemokratischen Partei“ ist. Ein Sozialdemokrat soll als solcher zur Ausübung des Vormundschaftsamtes „nicht geeignet“ sein!

Ueber die Konfrosität einer solchen Annahme brauchen wir uns hier nicht des Weiteren auszulassen. Die Richter stellen sich hier genau auf den Standpunkt jener christlichen Fanatiker, die auch den edelsten Menschen, falls er nicht ein „orthodoxer Christ“ ist, für einen unfittlichen, verworfenen, der ewigen Verdammniß anheimgefallenem Menschen halten — eine Auffassung, deren Rohheit und Beschränktheit von Lessing in seinem „Nathan der Weise“ der ewigen Verdammniß durch jeden Gebildeten überliefert worden ist.

mußte bald das Feld räumen, trotzdem ihm der gewaltige englische Polizeiapparat zur Verfügung stand. Das Boycotten, welches wir empfehlen, ist, den deutschen Verhältnissen angepaßt, etwas harmloserer Natur, wird aber nicht minder wirksam sein.

wird. Die Gemahlin dieser geistigen Null ist die stolze österreichische Prinzessin Gisela, die schon dadurch ihre echt habsburgische Abstammung bekrundet, daß sie ihren Ehegpons mit einem stetig wachsenden Hörnerichmud versteht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Sie hat eben

„Von Mütterchen die Prognatur Und Lust zu — erzediren.“

Die Hahnreißchaft Leopold's ist übrigens älter als seine Ehe mit der diduntertippigen Habsburgerin. Dieselbe hatte bereits in Wien die hohe Gnade, zum Hof herabzusteigen. Der Letzte, zu dem sich die abgehende Messalina herabließ, war ihr Leibschützer, der ein gar stattlicher Mann war. Die Folgen blieben nicht aus, Leopold wurde auf den Heirathsaum, der größeren Sicherheit wegen, gestockt. Leider hat eine sehr Frühgeburt es verhindert, daß ein Kindlein aus proletarischem Blut in den Königssaal hineingeschwärt wurde. Gisela steht man meistens ohne den Gemahl, und besonders hübschvoll schaut sie im Englischen Garten in München auf stramme junge Leute. —

Ein Burche aus derberem Stoff ist Prinz Arnulp. Brutal mit ein preussischer Korporal, dickhäutig wie ein Rhinoceros, sinnlich wie Faun, dumm wie ein 87jähriger Helbengreis — das ist Arnulp. Der selbe pflegt mit Vorliebe sich aus seinem und seiner Frau Hofstaat seine Geliebte auszusuchen. Gräfin Diga von Dürckheim-Ranmartin, die Frau seines Hofmarschalls, war 1883 von ihm begnadet worden. Der Mann dieser natürlich hochbeglückten Dame, ein „Schneidiger“ Offizier, ertrappte eines Tages die Beiden beim zärtlichsten, gar nicht mehr zweideutigen Geselze, forderte den Prinzen auf „Virtaulen“ und stand aber hinterher auf den Wunsch Ludwig des Paratytlers davon ab, der Arzt seiner Ehre zu werden.

D Ritterthum, O Mannesamuth!

So war Arnulp und dem ehrliebenden Grafen gehalten, der, ein Pfister für seine Schmach, Adjutant des Königs wurde. Und damit war die Sache abgemacht. Noblesse oblige!

Wie es um den Finanzen der Halbgotter bestellt ist, davon gibt folgendes Faktum ein treffliches Bild:

Eine bayerische Prinzessin sollte heirathen. Allein es fehlte das Geld zur Aussteuer. Was thun? Die Mutter, eine im Puppen geübte Dame, wendet sich an ihren Schwiegerjohn, einen ausländischen Prinzen. Der selbe sendet eine entsprechende Summe, welche die biedere Mama dazu benimmt, um alte Schulden zu bezahlen. Und so mußte der arme Prinz zum zweiten Male eine Aussteuer bezorgen.

Nun, bayerisches Volk, was denkst Du von diesen Schmarotzern, von diesem Geschmeiß, das Dein Blut ausfaßt, das unthätig herumlungert und sich von Deinem Marke nährt? Willst Du noch länger im Knechtsdusel verharren? Raffe Dich auf und schließe Dich der Partei an, die auf ihre Fahne geschrieben hat: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Bayerisches Volk, Dein Heil liegt allein im Anschluß an die deutsche Sozialdemokratie!

## Feuilleton.

### Das Haus Wittelsbach.\*)

Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Könige.

Sine ira et studio.

Tactus.

Noch einmal Ludwig II.: Die Halbgotter.

II.

Unser erster Spaziergang in dem Jrr- und Jrrsinnsgarten des bayerischen Königshauses galt der sublimen Spitze desselben, dem päderastischen Genie Ludwig II. Wir müssen noch einmal auf diesen Hammet zurückkommen, denn derselbe hat seinem erst vor Kurzem gewählten Kabinetsekretär, Ehren-Pfister, bereits wieder den Laufpaß in Gestalt einer Beförderung in's Ministerium appliziert.

Pfister war nämlich von den Gläubigern des Königs beauftragt worden, vor dem sicheren Bankrott doch wenigstens Einiges zu bergen. Allein der Karrer war einmal im Dred verfahren, und das Spitzbüdentalent Pfister's wurde draßgelagt. Zu den Leuten, bei denen der edle Erosch aus der Wittelsbacher Linie einen Riesenspump angelegt hat, gehörte übrigens auch der vor einiger Zeit gestorbene Großfabrikant und wasserliberale Reichsörath C. a. m. e. r. Clett in Rürnberg, in dessen Schatzkammer sich 2 Millionen königliche Wechsel befanden.

Der König wird, wie wir es vorausgesetzt, von Tag zu Tag blödsinniger. Gleich dem alten affrißischen Despoten Rebuskadnezar läßt er sich Haare und Barthaar ungefeßelt wachsen. — ob er sich auch wie sein uraltes Vorbild für einen Degen hält, ist noch nicht festgestellt. Wofür er, nicht ohne Unrecht, seine Dienerschaft hält, wissen wir. Er ehrt sie wie nach Noten und beglückt seine Leibdiener mit dem Rosenamen: „Ranaille, Bagage!“ Besseres verdienen die Subjekte nicht, welche als privilegierte „Louis“ dem an konträren Sexualempfindungen laborirenden König junge Männer zutreiben: die Kisterdiener, wie sie der Volksmund im Gegenzug zu den Leibdienern nennt. Diese Kisterdiener werden vom König sehr sanft behandelt und außerordentlich berücksichtigt.

Berichtigend sei noch nachgetragen, daß der jetzige Polizeidirektor von Pechmann nicht Minister war, sondern der Neffe des Ministers gleichen Namens ist; Gallunken aber sind sie alle Beide. Ferner ist der tollere Bruder des tollen Königs, Prinz Otto, nicht mehr in Schlesheim. Seine königliche Hoheit geruhen vielmehr in Fürstentried sich im höchstselbstigen Roth zu wälzen und denselben allereigenmächtig zu verschlingen; der edle Prinz tobt ruhig weiter und verbringt seine tobstichtigen Augenblicke, die pro Tag 24 Stunden betragen, damit, den Pferden unter die Schwänze zu sehen und seinen Diener zu prügeln; letzteres soll ihm allerdings — wie pöbelhaft! — mit gleicher Würde zurüdbehalten werden.

Und das infame Zeitungsgeschmeißer entblödet sich nicht, mit frecher Stirn zu berichten: „Se. Igl. Hoheit haben gnädigst so und so viel Mark

\*) Vergleiche das Feuilleton Nr. 8.

Eine f...  
ern ein...  
19. Jahr...  
st in d...  
ist die...  
die K...  
Ränner...  
Tod u...  
die u...  
Auf d...  
Der C...  
Nenam...  
zu dem...  
taati...  
mes G...  
leise...  
Recht...  
ber p...  
logisch...  
Rechts...  
beig...  
salitari...  
ber...  
Widlich...  
mit Ion...  
matio...  
war, die...  
betragt...  
über an...  
bennung...  
Kurz...  
Sozial...  
Barbarr...  
Prozeß...  
— R...  
vor ein...  
freie...  
poli...  
umals...  
der T...  
zur Ver...  
Kathol...  
die ich...  
Über die...  
Haut k...  
Stab...  
gegen G...  
wie ma...  
Obdach...  
das Bi...  
retöbte...  
unfähig...  
gefesche...  
ist, no...  
Nagen...  
Dört...  
„Wie...  
sich nu...  
Als wir...  
Funger...  
tunen...  
4 Man...  
Drob...  
kaut...  
nicht...  
Tage...  
hart...  
welche...  
selben...  
enthält...  
wei u...  
trüb g...  
starken...  
getrieb...  
wir m...  
Schuld...  
Wast...  
umgelo...  
zumeist...  
Nation...  
dasselb...  
gründ...  
Leiden...  
von L...  
bestan...  
Schiff...  
erdürt...  
nicht...  
einen...  
Deuten...  
der u...  
schloß...  
ih...  
ver...  
zum...  
um...  
ruffe...  
jerriff...  
Straß...  
theils...  
sein...  
„A...  
verh...  
Alles...  
gesch...  
Kette...  
durch...  
beseit...  
hatten...  
an d...  
Tag...  
einen...  
Offiz...  
wied...  
und...  
geste...  
dara...  
und...  
nach...  
nicht...  
habe...  
Alle...  
Sch...  
schla...  
schin...  
terri...  
Sie...  
schw...  
sie...  
dazu...  
uns...  
theil...  
ich...  
her...  
Kry...

Das eine solche rohe und beschränkte Auffassung den sämtlichen Mitgliedern einer großen politischen Partei gegenüber wäre am Schluß des Jahres hundert einfaßlich gebildet. Wir sind, wie sie doch unweifelhaft in dem sächsischen Oberlandesgericht sitzen, einfach unbedenklich, wenn nicht die Thatsache, daß diese Partei durch das infame Sozialistengesetz die Rechte erklärt worden ist, das Urtheilsvermögen seiner Männer getrübt und sie korumpirt hätte.

Doch nicht bloß die Rohheit und Beschränktheit dieser Auffassung ist es, die unsere züchtigende Kritik herausfordert.

Auf die eine Konstitutionsfrage wird eine zweite geträumt. Der Satz, daß ein Sozialdemokrat als solcher zur Bekleidung des Ehrenamtes eines Vormundes „nicht geeignet“ sei, wird erweitert in dem Satz, daß Jedermann mit Grundfragen, welche sachlich nicht gebilligt werden können, zur Bekleidung dieses Ehrenamtes ungeeignet sei. Da Alles, was von der Bekleidung dieses bestimmten Ehrenamtes eines Vormundes gilt, mit gleichem Recht betrefte die Bekleidung jedes anderen öffentlichen Amtes, über private Ehrenämter gesagt werden kann, so ergibt sich als logische Konsequenz des von dem obersten sächsischen Gericht festgestellten „Rechts unbedingtes“, daß Niemand zur Bekleidung eines Ehrenamtes geeignet ist, der nicht „staatlich gebilligte“ Grundfragen hat, d. h. über politische, soziale, wissenschaftliche und log. religiöse Dinge so denkt wie die „Staat“ es „billigt“, d. h. er nicht so denkt, wie die augenwärtig am Ruder befindliche Partei denkt oder zu denken vorgibt. Daß wir kommen wir auf die ständliche Praxis zurück, welche nach der Information in Deutschland herrschte, daß nämlich das Volk verpflichtet war, die Konfession oder Religion des „Landesherrn“ (der den „Staat“ vertrug) zu bekennen, und daß es, falls der Landesherr aus dem einen oder anderen Grunde die Konfession oder Religion wechselte, diesen Wechsel ebenfalls „schleunigst“ vorzunehmen mußte — bei Strafe der Verurteilung und des Vermögensverlustes.

Kurz, unsere Richter sind, Dank dem forrumpirenden Einflusse des Sozialistengesetzes und der offiziellen Sozialistenschule in die häßlichste Barbare des 16. und 17. Jahrhunderts, der Jahrhunderte der Degen-Propheze, zurückgefallen.

Barbarisches aus einem Kulturstaat. Wir haben vor einiger Zeit berichtet, wie man in Ungarn, im schönen, freien, „liberal“ regierten Ungarnland, einen Arbeiter, der als politischer Verbrecher von Deutschland ausgeliefert worden war, auf dem Schutzbefehl stand. Aber alle Worte der Entrüstung, die wir damals gebraucht, treten zurück vor der einfachen, schmerzlichen Erzählung der Thatsachen, wie sie der „Schilling“ selbst in einem — uns zur Verfügung gestellten — Briefe an einen Freund gegeben. Die nackten Thatsachen sprechen eine Sprache, viel deutlicher, viel schreiender als es die schärfsten Worte vermöchten. Hier schaut her, ihr Barbaren, die ihr über die Verrohung der nieder. Volksschichten beschwerlich klagt, hier schaut her, ihr amtlichen und freiwilligen Staatsanwälte, die ihr den Staat und die Gesellschaft durchdringenden Arbeiter, hier schaut her, wie man Menschen, deren einziges Verbrechen ist, keine Arbeit und kein Geld zu haben, gleich dem Vieh, nein, schlimmer, weil schlimmer als das Vieh behandelt, wie man in ihnen jeden Funken von Selbstgefühl zertrümmert! Und dann antwortet, ob es nicht ein Wunder, ein geradezu unfaßbares Wunder ist, daß nicht noch mehr Gewaltthaten als bisher geschehen, daß der Haß gegen Staat und Gesellschaft nicht noch größer ist, noch ganz andere Dinge zeitigt als die, über welche ihr heute zu lachen pflegt!

Wie barbarisch man hier mit den Schülern verfährt, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der es selbst mit durchgemacht hat. Als wir von Wiener-Neustadt aus ermüdet von den Strapazen und Hungerleiden in Raab angekommen waren, erhielten wir nach einer kurzen Zeit unsere Verpflegung: 1 Pfund schlechtes Schwarzbrot, für 4 Mann in einer Schüssel ungefähr 2 Liter warmes Wasser mit etwas Brod darin, dann in derselben Schüssel ein gleiches Quantum Sauerkraut, welches so verboden war, daß wir es trotz unseres Hungers nicht essen konnten. Zu bemerken ist noch, daß wir nur einmal bei diesem Essen einen Zwischenraum von zwei Fuß zwischen ihr und der Mauer erhielten. Auf der Brücke hatten kaum neun Mann Platz zum Liegen, zwei mußten sich auf den feuchten Boden hinstrecken. Am nächsten Tag ging die Hitze los. Da wurden wir zu zwei und zwei mit ziemlich starken Ketten zusammengeschlossen und von einer a Stabgardisten weiter getrieben, ohne daß wir etwas zu essen erhielten. Um 11 Uhr langten wir mit geschwollenen Händen an einer Zwischenstation an, wo der Schutzbefehl und die Ketten gewechselt wurden. Nach einer halbstündigen Rast, wieder ohne daß wir etwas zu essen bekamen, wurden die Ketten umgelegt, da unsere Hände, an denen wir bis dahin geschlossen waren, bereits wund gerieben waren; so ging es weiter nach der Hauptstation Kagyigmand, wo wir nach 3 Uhr eintrafen. Der Empfang selbst war nichts weniger als angenehm. Da wurden wir nach einer gründlichen Durchsuchung in einen Stall gesperrt, wo sich schon drei Verdengeführten befanden; das Stroh, auf welchem sie lagen, wimmelte von Läuse. Nach 5 Uhr erhielten wir unser Mittagessen. Dasselbe bestand in je einem halben Pfund Brod, und für 13 Personen (!) in zwei Schüsseln schlechter Breisuppe mit etwas Brod darin. Als wir mit dieser erbärmlichen Fütterung fertig waren, legte ich mich, um von den Läusen nicht total angegriffen zu werden, auf den bloßen Erdboden hin, denn einen hölzernen Fußboden kann man hier nur bei den besten Ställen finden. Von Schlafen war da allerdings keine Rede, denn bei der ungeheuren Hitze — im Juli! — in einem Loch mit zwei fest verschlossenen Thüren und einem Fenster von ungefähr 2 Fuß Höhe und 15 Zoll Breite mußten wir unserer 13 Personen liegen. War trotzdem verdammt, die ganze Nacht zu liegen, denn erheben war es nicht möglich, herumzugehen, weil der Raum bloß so groß war, daß wir Platz zum Liegen hatten, zweitens waren meine Füße derart voll Blasen und aufgeschwollen, daß ich kaum noch stehen konnte. Da meine Schuhe total zerfallen waren, bin ich gezwungen gewesen, barfuß zu laufen. Die Straßen sind hier in Ungarn bekanntlich auch sehr schlecht — größtentheils mit ganz klein zerfallenen Steinen aufgeschüttet, folglich ist es kein Wunder, daß meine Füße gründlich zugerichtet waren.

Aber Tags früh um 6 Uhr mußten wir weiter marschieren, selbstverständlich auch wieder geschlossen, aber auf eine andere Art; nämlich Alles, was noch halbwegs gehen konnte, wurde an eine lange Kette angegeschlossen. Ein Jeder bekam einen eisernen Leisen an die Hand; die Kette hatte auf einer Seite einen festen Knopf, wo sie in der Mitte durchgezogen und dann auf dem andern Ende mit einem festen Schloß befestigt wurde, damit ja Keiner durchbrechen konnte. Glücklicherweise hatten wir keinen langen Marsch zu machen, da wir um halb 11 Uhr an der Hauptstation angelangt waren, wo wir bis zum nächsten Tag Rast hatten. Um 1 Uhr bekamen wir je ein Stück Brod und in einem Kasserole für 13 Personen eine Kartoffelsuppe. Was das für eine Eßerei war, können Sie sich selbst vorstellen. Das Arrestial war wieder ein äußerst erbärmliches: es ist mit Ziegelsteinen ausgepflastert und hat eine hölzerne Brücke, die ganz zerfallen oder, weil die Bretter gesteckt voll Wagnen waren, von Schültern zerhackt worden ist; denn darauf liegen wir unmöglich, das mußten wir selbst erfahren: als ich und einige von uns unsere müden Glieder darauf hingestreckt hatten, mußten wir uns schleunigst rücken, wenn wir uns von dem Ungeheuer nicht freissen lassen wollten. Es war allerdings nutzlos, denn gebissen haben sie uns doch. Wir mochten anfangen, was wir wollten, es nützte Alles nichts. Endlich ist uns die Geschichte doch zu bumm geworden. Schlafig, müde, laß und hungrig wie die Wölfe — und doch nicht schlafen können, das war wahrhaftig zu viel! Es wurde gepölkert, geschimpft — es nützte Alles nichts. Endlich machten wir uns her und fertigste Epäne von den Brettern an, die wir anjunkten. Da hätten Sie sehen sollen, wie es da ausgehelt hat: die ganzen Wände sind schwarz gewesen von Wagnen; ja selbst auf dem feineren Boden sind sie herumgelaufen. Es gehört wahrhaftig eine grenzenlose Bestialität dazu, Menschen in eine solche Hölle hineinzuwerfen. Nach und nach hat uns das Epäne Wachen und Anjunkten auch verleidet und sind wir dann, theils sitzend, theils am Boden liegend, doch auf eine kurze Zeit eingeschlafen — d. h. wir haben eigentlich nicht geschlafen, sondern nur gemied.

Es ist endlich Tag geworden, werden wir froh, aus dieser Hölle herauszukommen. Ich konnte nicht mehr laufen und wurde von einem Arzt, der jedesmal, so oft der Schutzbefehl abgeht, die Schülgen untersuchen

muß, ob sie marschfähig sind oder nicht, untersucht; dann auf dessen Geheiß per Wagen transportirt. Aber ach, wie habe ich die beneidet, die das Glück hatten, zu Fuß gehen zu können! Wenn ich nur einigermaßen im Stande gewesen wäre zu gehen, so hätte ich es dieser Hölle qual auf dem erbärmlichen Leiterwagen vorgezogen. Inbezug, was heißt's! Ich konnte eben nicht mehr und mußte mich daher ganz ruhig schüteln lassen. Wäre noch wenigstens ein Stuhl auf dem Wagen gewesen, so hätte es sich noch machen lassen, aber es war nichts als etwas Stroh aufgeschüttet und darauf mußte ich mich mit noch einigen Maroonen kuscheln.

Die nächste Hauptstation erreichten wir nach 3 Uhr Nachmittags, wohl gemerkt, ohne daß wir den Tag hindurch etwas zu essen bekommen hätten. Das war die letzte Substation vor Budapest, aber auch die schlechteste — ausgenommen, daß es dort keine Wagnen hatte. Es ist ungläublich, aber doch wahr, daß wir gegen 4 Uhr ein Jeder 2 Stück altebackene Wasserkrumen, von welchen das Stück neugebacken 2, und wenn sie altebacken sind, 2 Stück 3 Kreuzer kosten, — sage 2 Stück Semmeln für 3 Kreuzer per Mann Verpflegung für 24 Stunden und nach solchen Strapazen erhielten. Das ist doch unerhört! Und dieses Land, mein theures Heimathland, wo das Auge die prachtvollen Fruchttaaten nicht zu übersehen vermag, wo die schönsten Korn- und Weizenfelder sich auf viele Meilen weit dahinstrecken, in diesem Land, welches man die Kornkammer Europas nennt, kann so etwas vorkommen! Und das miserable Loch von Schubarrest war kaum so groß, daß wir zum Sitzen Platz hatten, vom Liegen war da keine Rede, vom Schlafen noch viel weniger. Endlich ist es auch wieder Tag geworden, daß wir nach Budapest atmarathen konnten. Von da kamen wir gegen 1 Uhr an eine Zwischenstation, wo wir ein Stückchen Brod und einen kleinen Keller mit einigen Löffel voll Kraut darin zum Mittagessen bekamen.

Dann wurden wir wieder zusammengeschlossen, auch die, die auf dem Wagen gefährt wurden, waren geschlossen. Nachmittags um halb 3 Uhr sind wir in Budapest eingetroffen. Das war den 22. Juli, den 23. Vormittags um halb 11 Uhr wurde ich, ohne daß man mir noch etwas zu essen gab, entlassen. Jetzt können Sie sich denken, wie mir zu Rute war. Um nicht ganz darfuß gehen zu müssen, hatte ich mit vieler Mühe und unter ziemlichen Schmerzen meine zerfetzten Schuhe angehängt.

So jog der Verbrecher in die Hauptstadt Ungarns ein. Einige mittelbige Leute nahmen sich seiner an — hätte er diese Hölle nicht gefunden, so hätte er entweder total verkommen oder — sich aus der Welt trollen müssen. Man höre nur, wie es ihm weiter erging:

„Unter diesen Umständen war ich gezwungen, nach Arbeit zu sehen, hatte auch welche erhalten; ich wurde aber auch schon den zweiten Tag fortgeschickt, weil ich nicht im Stande war zu arbeiten — vor Schwäche, denn ich habe Montag Mittags zu arbeiten angefangen, ohne etwas gegessen zu haben. Was nun beginnen? Etwas treiben mußte ich, um nicht verhungern zu müssen. Da entschloß ich mich, einen Platz zu suchen, wo ich zugleich die Kost bekomme; ich fand auch einen solchen, aber ich konnte es auch hier nur bis zum zweiten Tage aushalten. Den zweiten Tag war es mir so elend geworden, daß ich kaum mehr stehen konnte, kaum daß ich mit Aufwand aller meiner Kräfte mich auf mein Quartier zu schleppen vermochte. Dort lag ich zwei Tage, und als ich sah, daß es nicht besser wollte, entschloß ich mich, in's Krankenhaus zu gehen, wo ich zehn volle Tage nichts bekommen habe als dreimal Suppe jeden Tag. Drei Tage hat man mir die 1/2 Kost gegeben, dann habe ich das Krankenhaus mit allerdings gesundem Magen, aber mit schwachen Gliedern verlassen. Glücklicherweise ist mittlerweile das Geld von Wien angelangt.“

Somit der Brief. Und nun versetze sich der Leser einmal in die Lage eines solchermassen durch den „Schub“ Heruntergebrachten! Der Briefschreiber ist, wie wir in der Einleitung bemerkt, ein politischer Verbrecher, — seine Leidensgenossen aber waren einfach Arbeits- und Obdachlose. Was soll aus ihnen werden, wenn sie, körperlich gebrochen, von der Polizei „frei“ gegeben werden? Mit besetzter Kleidung, keiner anstrengenden Arbeit fähig, müssen sie, soweit sie es nicht schon sind, verkommen, müssen sie aber gleichzeitig die Gesellschaft, die sie auferlegt, hassen und verachten lernen, — noch einmal, ist es, wo solche Dinge zu den Klüglichkeiten gehören, nicht ein Wunder, daß nicht noch mehr Verbrecher begangen werden, als ohnehin?

Glaube man ja nicht, daß es in anderen Ländern viel besser zuginge als in Ungarn! Das große Publikum erfährt nur nicht, wie unsere humane Polizei mit den armen Teufeln verfährt, die auf der Landstraße in ihre Hände fallen. Denn für „Landstreicher“ gibt es kein Recht, — wenn es Einer mag, sich zu beschweren, wird ihm einfach nicht geglaubt, in 99 von 100 Fällen bekommt er obendrein noch Prügel für seine Beschwerde. Daß sich aber wirklich ein „Bagabund“ wieder emporzurichten zu einer geregelten Thätigkeit, dann schämt er sich viel zu sehr der Zeit, da er wirklich ein Partia der Gesellschaft war, als daß er öffentlich mittheilt, wie man ihn da und dort behandelt. Dieser Umstand kommt unserer modernen „humanen“ Polizei sehr zu Statten — die Bagabunden haben keine Presse zu ihrer Verfügung.

Gerade deshalb aber haben wir es für geboten gehalten, den Brief unseres Freundes zu veröffentlichen. Er gewährt einen Einblick in Verhältnisse, für die das Wort „barbarisch“ eigentlich noch zu milde ist. Der Barbar tödtet sein Opfer oder schleppt es in die Sklaverei, — es aber gleich einem Hengst oder Kerler in die Freiheit und umgekehrt zu werfen, und zwar in eine „Freiheit“, die tausendmal schlimmer ist als die Sklaverei der Barbaren, das ist eine der glorreichsten Errungenschaften unserer modernen Zivilisation.

Psäffischer Blödsinn. Die katholischen Blätter veröffentlichen vor einigen Tagen eine „päpstliche Enzyklika an den gesammten katholischen Episcopat, welche an die vorjährige Enzyklika bezüglich der Rosenkranzandacht erinnert und zu erhöhter Andacht ermahnt, auf daß der Triumph der Kirche gesichert und Italien vor der Cholera bewahrt werde.“

Weider ist der unfehlbare heilige Vater zu spät gekommen; die Cholera ist über Italien hereingebrochen und wüthet jetzt da am meisten, wo das Volk am katholischsten, d. h. am unwissendsten und schamlosgen ist. In Rompep zeitigt der von den Pfaffen genährte Aberglauben so herrliche Früchte, daß es ihnen selbst zu arg wird und sie alle Rache haben, die die geistlichen Klassen zu beruhigen.

Es ist ja auch klar, daß wenn man einem unwissenden Menschen weis macht, das Kleiern eines Rosenkranzes schätze ihn vor allen möglichen Hebeln, er auch empfanglich ist für andern Blödsinn, der im Grunde nicht schlimmer ist als dieser, sondern sich nur noch naiver äußert. Und kann es eigentlich einen schlimmeren Aberglauben geben als die allen Religionen gemeinsame Vorstellung von einer übernatürlichen Macht, die durch Gebete des Menschen veranlaßt werden kann, in den Gang der Naturereignisse einzugreifen, das Gesetz von Ursache und Wirkung anzuhängen? Man braucht sich nur diese Frage vorzulegen, um zu erkennen, welcher Wahnsinn in dieser Vorstellung liegt.

Wie das Kapital „gesunde“ Arbeitsverhältnisse schafft. Gesunde Arbeitsverhältnisse heißt in der Kapitalistensprache so viel wie festiges Nahrungsbedürfnis von Arbeitskräften. Wo dieses nicht vorhanden, herrschen ungesunde Zustände, die so schnell als möglich beseitigt werden müssen. Gewöhnliche Auskunftsmitel sind: Einführung arbeitsverderbender Maschinen oder Import fremder Arbeiter. Aber wo aus verschiedenen Gründen das Eine oder Andere nicht schnell genug angewendet werden kann, hilft sich der erfindereiche Geist der Ausbeuter durch andere, den wahren Charakter unserer herrlichen Gesellschaftsordnung noch drastischer charakterisierende Mittel. Ein Beispiel dafür liefert ein Zirkular der Zucker-Plantagen-Besitzer in den Südstaaten der Nordamerikanischen Union, welches vor Kurzem erlassen worden ist. Dasselbe enthält folgenden charakteristischen Satz:

„Es sind zu wenig Arbeiter hier, welchem Umstand es auch zuzuschreiben ist, daß es ihnen gelang, den Lohn von 65 Cents auf 95 Cents den Tag zu erhöhen. Dieser Lohnsatz ist uns aufgedrungen worden. Was sollen, was können wir dagegen thun? — Das Einzige ist, daß wir weniger Land bebauen, so daß wir von jedem 25 Mann 5 entlassen können. Wir werden dann alsbald von den Arbeitern unabhängig, die Arbeiter werden dadurch geneigter, den Lohn zu acceptiren, den wir ihnen bieten.“

Ködten doch alle Principale, bemerkt dazu die „New-Yorker Volkszeitung“, so offenerzig sein. „Wie viel Mühe würde uns bei unseren Agitationen erspart werden!“ Stimmt!

Stämperhafte Gesetzgebung. Daß Bismarck und seine Leute unter der Firma der „Sozialreform“ bios die erbärmlichste Kur-

pfuscheri und Bauern, beim Arbeitersängerei treiben, kann vom Standpunkte des Selbsthaltungstriebes aus den Leuten nicht über genommen werden, sowenig man einer Rache das Neulien verargen kann. Es liegt in der Natur. Wohl aber muß ihnen übergenommen werden, daß sie ihre Schwindelreformgehe so lächerlich ausgearbeitet haben, daß dieselben gar nicht durchgeführt werden können. Es ist dies notorisch der Fall mit dem Krankenversicherungs-gesetz.

Während der Beratungen im Reichstage wurde von verschiedenen Rednern darauf hingewiesen, daß viele Bestimmungen, namentlich jene betrefte der Gemeindefassen auf dem Land, praktisch undurchführbar sein würden. Und das hat sich denn auch jetzt, wo mit den Vorbereitungen zur Einführung der Gemeindefassen der Anfang gemacht wird, im vollsten Maße bewahrheitet. Die Gemeindefassenden sehen zum großen Theile ganz rathlos da und die vorgeordneten Behörden sind ebenfalls konfus. Zwar haben die Regierungen „ausführende Verordnungen“ erlassen, allein diese sind vielfach so unklar und unpraktisch, daß sie die Verwirrung nur noch vermehrt haben.

Es wird dies jetzt von der amtlichen Presse zugegeben, und neue „ausführende Verordnungen“ sind in Aussicht gestellt, die jedoch gerade so wenig nützen werden wie die ersten. Das Gesetz ist eben so lächerlich, so stämperhaft ausgearbeitet, daß es in seiner gegenwärtigen Gestalt einfach unbrauchbar ist.

So ist es um den „gesetzgeberischen Beruf“ unserer modernen Gesetzgeber und in erster Linie unseres „genialen“ Reichskanzlers bestellt! —

Wie aus der bezüglichen Annonce in dieser Nummer zu ersehen ist, siedelt unser Genosse Bebel mit seiner Familie gegen Ende dieses Monats nach Plauen bei Dresden über. Es schloß nicht viel, und er wäre der unmittelbare Nachbar des sächsischen Königs geworden, der für gemächlich in Streichen bei Dresden seine Residenz hat. Nur der Umstand, daß das dort in Aussicht genommene Logis verschiedene Mängel hatte und ein passendes nicht aufzutreiben war, rettete König Albert von Sachsen vor der rothen Nachbarhaft.

Italien. Aus Mailand schreibt uns Genosse G. K.: Die Agitation geht hier ziemlich schwerfällig vorwärts. Ein hartes Umsichgreifen der sozialistischen Idee im Volke ist allerdings nicht zu leugnen. Aber es fehlt an Klarheit und vor Allem an Organisation. Da kann es denn auch nicht fehlen, daß wir gelegentlich ganz gehörige moralische Diebe bekommen, wie z. B. kürzlich auf dem Meeting für Abschaffung der Todesstrafe. Unter dem Eindruck jener Niederlage gelang es mir denn doch endlich, eine geschlossene Versammlung zu Stande zu bringen, zu der alle bekannten Sozialisten Mailands eingeladen waren. Die Versammlung war auch ziemlich gut besucht (etwa 70 Personen). Aber das Resultat war doch nur ein recht geringes. Es wurde ein Fünfer-Komitee gewählt, dessen Vollmachten sich auf die Pflicht beschränken, bei passenden Gelegenheiten die Genossen zur Versammlung einzuladen und für das hierzu notwendige Lokal zu sorgen. Wie Sie sehen, ein Ding von Organisation, das keine Organisation ist. Und doch ist es für jetzt unmöglich, mehr in diesem Hengstessef von Uneinigkeit zu erreichen. Bald wird eine weitere Versammlung stattfinden, in der Stellung genommen werden soll zu dem Vorschlag des Kongresses von Rom, einen allgemeinen italienischen Sozialistenkongress in Rom abzuhalten. Der Vorschlag geht von der Gruppe Costa aus, die, wie Sie wohl wissen werden, äußerst heftig von Malatesta und seinen Anhängern bekämpft wird. Für heute unterlasse ich es, näher auf dieses traurige Schauspiel einzugehen, behalte mir jedoch vor, mich in einem nächsten Briefe umso mehr damit zu beschäftigen. Hier in Mailand bekümmert sich übrigens kaum Jemand um die Sache.

Die Anarchisten (Gruppe Malatesta) sind sehr harmlose Menschenkinder, sie sind wohl organisiert, haben sich jedoch bisher darauf beschränkt, ein Programm in der „Questione Sociale“ abdrucken zu lassen und im Uebrigen gemüthlich den Tag der „großen Revolution“ abzuwarten. Wir Anarchisten sind um das „Fascio Operaio“ gruppiert, welches, wie Sie aus der Ihnen überbrachten Nummer sehen werden, sein Erscheinen wieder aufgenommen hat. Um den Streit Costa-Malatesta kümmert sich von uns Niemand. Unser Bestreben geht dahin, eine starke sogenannte Arbeiterpartei zu schaffen. Einen ersten Schritt dahin haben vor acht Tagen eine Anzahl Arbeitervereine getan, indem sie sich unter dem Titel „Italienische Arbeiterpartei“ vereinigt haben. Ich werde mich bemühen, Sie in Bezug auf diese Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten.

Costa und ein anderer Genosse wurden kürzlich in einem außerordentlichen Prozeß zu einem Jahr Gefängnis verurtheilt. Die Verurtheilung hat übrigens seiner stark gesunkenen Popularität sowohl als unserer Agitation sehr gut getan.

Sozialistische Presse und Literatur. Bester Timos! (Beste Zeiten) by Dr. A. Donai. (Eine sehr populär gehaltene Agitationschrift), die im Jahre 1877 gelegentlich der damaligen Geschäfts-crisis in erster Auflage erschien und jetzt von dem Exekutivkomitee der sozialistischen Arbeiterpartei neu aufgelegt worden ist.)

Aus Lyon schreibt man uns, daß nächste Woche die erste Nummer eines neuen Organs „Lyon-Sozialist“ erscheinen wird. Die Redaktion besteht aus den Genossen Brugnot, Fargat, Ribard, Bachelard und Dubot, ferner haben Jules Guéde, Paul Lafargue und G. Deville ihre Mitwirkung zugesagt.

Wir begrüßen den neuen Mitstreiter auf's Wärmste.

### Korrespondenzen.

Glücksburg, 8. September. In Nr. 21 des Parteiorgans befand sich in der Korrespondenz „Schleswig-Holstein“ folgender Satz: „dagegen wird im zweiten Wahlkreise der aufzustellende Kandidat von den dortigen Genossen noch näher zu bestimmen sein.“ Dies ist dahin zu berichtigen, daß in der Konferenz, welche zu Ostern in Reumünster stattgefunden, Stephan Heinzel als Kandidat für den zweiten Wahlkreis aufgestellt worden ist. Die Konferenz schloß sich den Ausführungen des hiesigen Delegirten insoweit an, als sie die Beweggründe der hiesigen Genossen, den Genannten auch als Kandidaten für den zweiten Wahlkreis zu proklamiren, gutheiß, da Heinzel dadurch in keinerlei Collision mit seinen Pflichten im siedenden Wahlkreis komme. Dem Beschluß des Kopenhagener Kongresses, betreffend Aufstellung eines Kandidaten aus dem zweiten Wahlkreise selbst, konnte deshalb nicht nachgegeben werden, weil es hier kein Genosse wagen dürfte, eine Kandidatur anzunehmen, ohne zu riskiren, daß seine Lebensstellung vernichtet werden würde und weil in Anbetracht der vielen zu unterstützenden Genossen nach unserer Ansicht der Partei keine neuen Opfer muthwillig, d. h. ohne zwingende Gründe, aufgebürdet werden sollten.

Einen insamen Schurkenreich hat die königliche Regierung in Verbindung mit der hiesigen Polizeiverwaltung verübt. Der Dändler Chr. Bonnesen suchte im Laufe dieses Sommers bei der königlichen Regierung zu Schleswig um Aufnahme in den preussischen Unterthanenverband nach, was jedoch abschlägig beschieden wurde, — wohl infolge des von der Regierung zu Schleswig verlangten politischen Führungs-attestes seitens der hiesigen Polizeiverwaltung über Bonnesen. Letzterer ist nämlich Däne von Geburt und hat das schreckliche Verbrechen begangen, seine im Frühjahr verstorbenen Frau ohne jede pfäffliche Begleitung beerdigen zu lassen; außerdem ist Bonnesen aber auch ein gesinnungsstüchtiger Sozialdemokrat, weid' letzterer Grund die hiesige Polizeiverwaltung wohl hauptsächlich dazu bewegen hat, unsern Genossen Bonnesen bei der Regierung zu Schleswig in's schlechteste Licht zu stellen. Am 19. August wurde derselbe nämlich auf das hiesige Polizeibureau beschieden, wofelbst ihm eröffnet wurde, daß er bis zum 31. August d. J. das deutsche Reichsgebiet zu verlassen habe. Auf die Frage Bonnesens nach dem Grund der Ausweisung theilte ihm der Polizeimeister mit, daß ein solcher im Ausweisungsbefehl nicht angegeben sei. Demgemäß war unser Genosse, welcher sich nach hartem Ringen im Kampf um's Dasein eine halbwegs annehmbare Lebensstellung erkämpft, mit einem Schlag, ohne irgend ein Verbrechen begangen zu haben, dem ungewissen Schicksal preisgegeben. Am Morgen des 1. September verließ unser Bonnesen mit seinen fünf Kindern, um sich in Kopenhagen eine neue Existenz zu gründen. Eine Anzahl hiesiger Genossen begleitete den Scheidenden eine Strecke lang mit dem Schiff bis Glücksburg, wo ein

